

Renate Dorrestein
Herz aus Stein

Renate Dorrestein

Herz aus Stein

Roman

Aus dem Niederländischen
von Hanni Ehlers

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 1998 und in einer
von der Autorin überarbeiteten Fassung 2008 unter dem Titel
»Een hart van steen« bei Contact in Amsterdam.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-1262
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © 1998, 2008 by Renate Dorrestein
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009

beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10002-8

www.cbertelsmann-verlag.de

Für Hilde

Heiß mich, heiß mich, sprich mich an,
oh, heiß mich, wie nur ich heißen kann

NEELTJE MARIA MIN

»Meine Mutter hat meinen Namen vergessen«

ERSTER TEIL

Studienzeit Frits, Herbst 1956 oder 1957

Wir waren schon vier Kinder, als in einer ungewöhnlich kalten Sommernacht Ida geboren wurde. Der fast volle Mond schien so hell, dass wir um zwei Uhr noch die Sommersprossen auf unseren Nasen zählen konnten. Fest entschlossen, wach zu bleiben, bis wir den ersten Schrei des neuen Babys hörten, hatten wir uns im Mansardenzimmer mit Chips und Cola eingedeckt und unsere wärmsten Flanellpyjamas angezogen.

Ich hatte es mir mit einem Stapel Kissen bei Kester auf dem Bett bequem gemacht. Um die Zeit totzuschlagen, lasen er und ich gemeinsam einen Batman-Comic. Wenn ich umblättern sollte, gab er mir einen sanften Rippenstoß. Unsere Schwester Billie saß auf ihrem Stammplatz vor dem Spiegel, der neben dem Kleiderschrank hing, und schnitt mit einer Nagelschere konzentriert die gespaltenen Spitzen aus ihren langen schwarzen Haaren. Und Carlos stand vor Aufregung in seinem Gitterbett und sang, schlaftrunken, mit über der runtergerutschten Schlafwindel vorgewölbtem Bäuchlein. Wir nannten ihn Carlos, weil er als Baby haargenau so ausgesehen hatte wie Prinz Charles, diese Bohnenstange aus England.

Es war gegen Ende der Sommerferien, das weiß ich noch genau. Jeden Abend hatte man dicke, hartnäckige Zecken zwischen den Zehen, die man, wie Billie sagte, gegen den Uhrzeigersinn rausdrehen musste, weil man sonst die Lyme-Krankheit bekam. Wir hatten an dem Tag Heidelbeeren gepflückt, unsere Zähne waren noch ganz blau davon. Nur Kester hatte seine geputzt. Mein Bruder kämpfte nämlich gerade verbissen gegen den Schmutz der Welt. Er wusch sich jeden Tag die Achseln und das Gesicht, hörte aber trotzdem nicht auf zu stinken und sah immer aus wie eine schmutzige alte Zeitung. Um ihm zu zeigen, dass mir das nichts ausmachte, schmiegte ich mich beim Lesen hin und wieder ein wenig an ihn.

Er saß im Schneidersitz auf seiner roten Tagesdecke, die Füße unter den Beinen versteckt. Seit kurzem hatte er nämlich borstige schwarze Haare auf den Zehen, für die er sich zu Tode schämte. Er wartete nicht ab, wie Batman ausging, sondern schnappte sich Billies Feile vom Fußboden und stocherte damit unter seinen Fingernägeln herum.

Unsere vier Betten standen jeweils an einer Wand. So hatte jeder sein eigenes Hoheitsgebiet. Manchmal, wenn es Streit gab, zogen wir mit Kreide Striche auf dem Holzfußboden, um unser Terrain abzustecken, oder wir legten einander irgendwas Ekliges, Schwabbliges aus dem Teich unter die Bettdecke.

»Ob es noch lange dauert?«, sagte Billie und setzte sich neben mich.

Kester bog die Feile mit dem Daumen zu sich runter und ließ sie mit einem Surren in ihre Richtung hochschnellen.
»Müssen wir kein Wasser heiß machen?«

»Wir sind hier doch nicht auf High Chaparral«, entgegnete meine Schwester und kratzte sich gelangweilt an der Wade.

Wir hockten eine Weile stumm da, zu müde, um uns einen neuen Zeitvertreib einfallen zu lassen. Schließlich sagte Kes: »Du brauchst mich nicht zu lieben, Scarlett, aber küß mich.«

Daraufrief Billie aus: »*Oh Rhett! Darling! Don't get killed!*« Sie ließ sich hintenüberfallen, rang die Hände und seufzte. Dann richtete sie sich wieder auf und sagte: »Warte, jetzt ich eine für dich.«

»Casablanca«, sagte ich zu Carlos, der an den Stäben seines Gitterbetts rüttelte.

Billie und Kes lachten, ich wusste nicht, wieso. Billies langes Haar fiel wie eine Fahne über ihre Schultern, und ich roch Kesters Socken. Da bekam mein Herz plötzlich aus irgendeinem Grund einen Schubs, wie das Pendel einer alten Standuhr, die geraume Zeit gestanden hat. War das ein miserabler Sommer gewesen! Angefangen hatte es mit Carlos' Unfall, oder nein, natürlich schon davor, am Ostersonntag, als mein Vater nach dem Eiersuchen unvermittelt verkündet hatte, dass wir Familienzuwachs bekommen würden. Er setzte dabei seine Brille ab und wieder auf – ein Tick, der sich immer einstellte, wenn ihm die Worte fehlten – und sah uns reihum mit einer Art verlegenem Triumph an. Mir war, als müssten wir ihm eigentlich die Hand schütteln und gratulieren.

Wir saßen alle in der Küche, drauf und dran, mit dem Osterfrühstück zu beginnen. Meine Mutter sagte: »Ihr dürft euch einen Namen ausdenken.«

»Ramona!«, rief ich gleich. Das war ein Lied von den Blue Diamonds: »Ramona! Ramona! Uhuuh!«

»Und wenn es ein Junge wird?«, fragte Kester.

Erschrocken begann ich auf einer Haarsträhne zu kauen: Wollte er denn nicht noch eine Schwester?

Billie meinte entrüstet: »Wir haben aber bei uns oben keinen Platz mehr. Wenn noch einer dazukommt, will ich mein eigenes Zimmer.«

»Ach, Schatz«, erwiderte meine Mutter.

»Ich bin fünfzehn!«, rief Billie aus, als erklärte das etwas.

Wir sahen sie alle erstaunt an.

»Ich brauche meine Privatsphäre!«

»Deine was?«, fragte Kester.

Später fragte ich meine Mutter, was wohl hinter Billies Forderung stecken mochte. »Ich weiß nicht genau, Ellen«, sagte sie. »Dass ihr groß werdet, wahrscheinlich.«

In mein Tagebuch notierte ich ungehalten, dass ich es hasste, wenn Billie »so abstrakt« antwortete. Ich war nämlich selbst ganz versessen auf derartige Ausdrücke und konnte es daher nicht ertragen, dass Billie, die nur auf die Mittelschule ging, ein Wort verwendete, bevor ich es in unsere Familie eingeführt hatte. Nach den großen Ferien würde ich aufs Gymnasium kommen und Livius und Homer übersetzen. »Sprach man schon in der Antike von ›Privatsphäre‹«, schrieb ich in mein Tagebuch, »oder ist das ein moderner Gedanke?«

Für meine Aufsätze bekam ich meistens eine Zehn, was ich darauf zurückführte, dass der Lehrer die ganze Zeit im Wörterbuch nachschlagen musste, um überhaupt zu ver-

stehen, was ich schrieb. Eigentlich wurmte mein Verstand mich selbst auch oft ganz schön. »Sind wir, was wir denken?«, schrieb ich in mein Tagebuch und hoffte ehrlich gesagt, dass dem nicht so war.

Wir waren alle stolz auf unser Haus mit seinem Duft nach vergilbtem Papier und seinen Archivschränken bis unter die Decke. Es war damals – vor der unseligen Renovierung – noch eine schöne, altehrwürdige Villa mit einer Eingangstreppe, einer gefliesten Diele und einer Küche im Souterrain. Man fühlte sich schon bei seinem Anblick glücklich und geborgen, wenn man mit dem Fahrrad die totenstille, von Eichen gesäumte Allee hinunterkam, die weiter hinten eine leichte Biegung machte und bei einem ländlichen Reitstall endete. Im Winter konnten wir mitten auf der Straße Schlitten fahren, so wenig Verkehr war dort. Unvorstellbar eigentlich, dass das erst fünfundzwanzig Jahre her ist.

Den größten Teil unseres Hauses nahm das Archiv ein, und es kam gar nicht in Frage, dass eines der Zimmer für Billie geräumt wurde: Wo in aller Welt hätten wir die Mappen lassen sollen? Der einzige Ort, den der Ausschnittsdienst meiner Eltern nie geschluckt hatte, war der Keller unter der Küche. Da war es zu feucht.

Wenn es stark geregnet hatte, sickerte das Grundwasser durch die Kellerwände und bildete auf dem Fußboden trübselige Pfützen mit blau und gelb schimmernden öligen Flecken darin. Aber Billie gab sich nicht so schnell geschlagen. Gleich am Ostermontag begann sie sich einzurichten. Aus Holz, das sie in Müllcontainern in der Nachbarschaft

fand, ausrangierten Türen und morschen Schrankbrettern legte sie über dem zerborstenen Kellerboden ein System von Lattenrosten und Laufplanken an. Darunter sah man das Wasser glitzern. Die ausblühenden Wände verhängte sie mit Sackleinen. Dem muffigen Geruch rückte sie mit Räucherstäbchen zu Leibe, und in allen Ecken qualmten Kerzen.

Wir durften ihr neues Territorium ein einziges Mal besichtigen, dann konnten wir abziehen.

Kester sagte, sie werde sich in dieser Tropfsteinhöhle die Gicht holen und krumm werden wie eine alte Hexe. Aber er war so neidisch, dass er sich im Walnussbaum hinten im Garten ein Baumhaus baute und ein großes Schild an die behelfsmäßige Tür hängte: ZUTRITT FÜR UNBEFUGTE VERBOTEN. Jedes Mal, wenn ich den schiefen Schriftzug las, hörte ich in Gedanken seine neue, sich überschlagende Stimme, die ihm genauso viel Sorgen bereitete wie die Haare auf seinen Zehen.

Die ganzen Osterferien über hockten Billie und Kes eisern in ihren Stellungen, und ich hatte keinen mehr, dem ich noch einmal mein Zeugnis mit den sechs Neunen und zwei Zehnen zeigen konnte, für das ich einen Stempel mit einem kleinen Waschbären mit Mütze bekommen hatte. Ich konnte die beiden nicht verstehen. Ich malte mir Billie aus, da unten an der glitschigen Kellertreppe: die Miene sowohl trotzig als auch gleichgültig, die Haut vom Mangel an Tageslicht ganz blass, das Haar vor Feuchtigkeit verklettet. Was trieb sie denn da bloß? Bildete sie sich etwa zur Meerjungfrau aus? Und Kes, in seinem Baum, zum Orang-Utan?

Ich dachte an das kleine Wesen im Bauch meiner Mutter, das hierfür verantwortlich war, und sagte aus einer Eingebung heraus zu meinem Vater, sie sollte Ida heißen, denn das war der scheußlichste Name, den ich mir denken konnte. Ida reimte sich auf Malaria, und wenn man noch ein paar Buchstaben dazuwarf, bekam man Diarrhö. Die würde später in der Schule vielleicht aufgezogen werden! Geschah ihr nur recht.

Jeden Abend vor dem Schlafengehen machte ich zwei Teller mit belegten Broten; den einen stellte ich an die Kellertür, den anderen brachte ich nach draußen. Noch heute kann ich mir das taubenetzte Gras unter meinen nackten Füßen und die geheimnisvolle Stille im Garten unter dem Sternenhimmel vergegenwärtigen. Manchmal rief unversehens eine Eule, ein Laut, der mich aus irgendeinem Grund fast in Tränen ausbrechen ließ. Das Universum bei Nacht erschien mir viel zu unermesslich für Kes, der Probleme mit dem Rechnen hatte. Er war nämlich zahlenblind. Am schlimmsten aber fand ich, dass mir keine Möglichkeit einfiel, ihm zu vermitteln, wie wichtig es mir war, dass es ihn gab, da in seiner Hütte. Zu guter Letzt schraubte ich meine Fahrradklingel auf, löste alle Rädchen, die darin waren, und legte das Häuflein alten Rost gut sichtbar ins Gras. Kes wusste bestimmt den ganzen Tag nichts mit sich anzufangen, wenn er nichts mit den Händen machen konnte. Aber zwei Muttern und ein Bolzen, und schon kam er in Fahrt. Mochte er auch kein genialer Rechner sein, wenn er mit den Händen werkelte, sah man sofort, dass man einen Bruder mit außergewöhnlichen Talenten hatte. Er spielte auch Singende Säge. Das machte ihm so leicht keiner nach.

Für Billie legte ich immer eine Lucky Strike von meinem Vater zu den Broten. Anschließend trank ich schnell ein paar große Schlucke aus der Geneverflasche, die im Flurschrank stand. Auf die Weise war ich wenigstens gleich weg, sowie ich im Bett lag, und brauchte nicht zu sehen, dass nur Carlos mit mir das Zimmer teilte. Er war fast drei und konnte unermüdlich Fragen stellen: »Warum stehen die Kühe auf der Weide?«, »Warum ist das Gras grün?« Bei jedem Warum kullerten ihm fast die Augen aus dem Kopf, so groß und unbegreiflich fand er die Welt.

Für mich war damals noch die Zeit das, was die Welt für Carlos war: eine unüberschaubare, feindliche Masse. Ich wusste noch nicht, dass so gut wie alles irgendwann vorübergeht, und zwar komischerweise meist ganz von allein. So war es auch diesmal. Eines Morgens erschien Billie einfach wieder am Frühstückstisch, in einem hautengen gerippten Rolli ohne Ärmel. Zu ihrem Aufenthalt im Untergrund sagte sie kein einziges Wort. Auch Kes äußerte sich nicht zu seinem Verbleib im Baumhaus, als er am selben Tag plötzlich wieder mit beim Abendessen saß, müde und müffelnd. Ich war davon überzeugt, dass sie ins Haus zurückgekehrt waren, weil ich in der Woche zwölf wurde und sie sich das Fest natürlich um keinen Preis entgehen lassen wollten.

Am Morgen meines Geburtstags war ich vor Aufregung schon früh wach. Carlos wimmerte in seinem Bettchen sein erstes Warum. Die Vorhänge schlossen nicht ganz, und ein staubiger Lichtstreifen fiel auf seine blonden Locken, wodurch er noch mehr als sonst wie ein Cherub aussah, wenn auch ein unglücklicher.

»Warum was?«, flüsterte ich zurück.

»Warum hab ich nicht Geburtstag?«

»Weil es meiner ist.« Ich hatte mir einen Hund gewünscht. Billie würde mir jetzt das Rauchen beibringen, wie sie mir schon seit einem Jahr versprach. Ich würde von nun an viel Aufwand mit meinem Haar betreiben müssen, das auf raffinierte Art so lässig wie möglich sitzen musste, denn sonst war man out. Ich würde Pickel am Kinn kriegen und launisch werden. Alle würden sagen: »Wie groß Ellen schon ist.«

Von heute an würde ich auch bestimmt kein mulmiges Gefühl mehr bekommen, wenn ich daran dachte, dass Billie die Älteste war, Kes der erste Sohn, Carlos der Jüngste, und nur ich keine besondere Stellung in unserer Familie hatte, sodass mich keiner vermissen würde, wenn ich plötzlich nicht mehr da wäre. »Aber das dritte Kind ist doch das beste Kind«, sagte mein Vater immer tröstend, »das dritte Kind ist der Zement.« Das schrieb ich nämlich jedes Mal, wenn ich mich mies fühlte, in mein Tagebuch.

Lieber wäre es mir gewesen, wenn mein Vater mich auf den Schoß genommen hätte, wo ich mit der Wange an seiner rauen Tweedjacke sein Herz schlagen hören konnte, mit dem zufriedenen Rhythmus, der besagte: Ich bin dein Vater, und für mich bist du, so wie du bist, goldrichtig.

Er selbst war ja auch einmal zwölf geworden. Da wusste er sicher, wie wichtig dieser Tag für mich war. Nur war Papa leider jemand, der nie viel sagte, obwohl er, wie das auch bei anderen sanftmütigen Menschen so ist, manchmal erstaunlich wütend werden konnte und einem urplötzlich eine Ohrfeige verpasste.

Ich hielt es nicht länger im Bett aus. Hinten in meiner Jeans steckte eine lange Liste mit Hundennamen, an der ich seit Weihnachten gearbeitet hatte. Manche waren rot unterstrichen. Wenn ich meinen Hund sah, würde ich augenblicklich wissen, wie er heißen sollte.

Als ich Carlos angezogen hatte und mit ihm nach unten gegangen war, fiel mir auf, dass die Tür zur Waschküche zu war. Ich spitzte die Ohren, ob ich dahinter tolpatschige Welpenpfoten auf den Fliesen scharren hörte. Um mich abzulenken, deckte ich schnell den Tisch. Ich nahm das blaue Geschirr aus dem Küchenschrank. Mama nannte es das Festservice. Wenn keiner Geburtstag hatte, nahmen wir das weiße.

Gerade als ich fertig war, kam Kes in die Küche, einen Riesenflatschen von einem Pickel auf der Wange. Er sah mich nicht an, pfiff aber leise »Zum Geburtstag viel Glück«, während er sich im Stehen eine Schnitte schmierte.

Ich platzte schier vor Spannung, während ich an der Spüle den Wasserkessel füllte und ihn auf den Herd stellte.

»Wir könnten ja heute Nachmittag ins Kino«, sagte mein Bruder nach einigen Minuten mit vollem Mund.

Ich stieß einen Freudenschrei aus.

»Ich auch!«, forderte Carlos gellend.

Ich griff schnell zu einem Kinderkeks und bestrich ihn mit Butter. »Nein, du Dummerchen, heute ist *mein* Geburtstag.«

»He«, sagte Billie, die in der Tür stand. Sie hatte ein langes, weißes Indienkleid an, mit roten Stickereien am Halsausschnitt, in die kleine Spiegel eingelegt waren. Billie war manchmal so schön, dass man gar nicht fassen

konnte, sie zur Schwester zu haben. Ich wusste, dass sie, schon seit sie dreizehn war, im Sommer im Schwimmbad herumknutschte und jetzt zwei Freunde hatte: einen mit einer Puch und einen mit eigener Bude. Sie durften nichts voneinander wissen, und dieser Umstand hatte mir inzwischen schon Billies gesamte Kosmetikpröbchensammlung eingebracht.

Sie musterte mich streng. »Du hast doch wohl nicht heimlich in die Waschküche geguckt, Ellen?«

Ich schüttelte den Kopf. Das Herz schlug mir bis zum Hals, und mein Sehnen war so groß, dass es meine Brust durchbohrte wie ein Speer.

»Augen zu«, sagte meine große Schwester.

Die Hand auf der Klinke der Waschküchentür, presste ich die Augen so fest zu, dass ich weiße Funken sah.

»Kinder«, ertönte unvermittelt die Stimme meines Vaters.

Ich öffnete die Augen, und da standen mit einem Mal meine Eltern vor mir, die Haare noch ganz wirr und Schlaf in den Augen.

»Ich habe Geburtstag«, sagte ich atemlos.

Meine Mutter lachte und trat auf mich zu. Der Morgenmantel über ihrem rosa Nachthemd stand offen. Darunter wölbte sich schon ihr Bauch. Als sie sich über mich beugte, um mir einen Kuss auf den Scheitel zu geben, roch ich ihren speziellen Geruch, der schwer zu definieren war und mich immer ein wenig beunruhigte. Erst vier Jahre später, als mich Jasper Staalman im Fahrradkeller vom »Regenbogen« entjungferte, konnte ich ihn einordnen: Es war der laue Geruch nach Sex, der meine Mutter jeden Morgen umgab.

»Du meine Güte«, rief sie plötzlich und richtete sich mit beiden Händen auf dem Bauch wieder auf, »ich spüre das Baby! Zum ersten Mal! Gib mal deine Hand, Ellen, fühl mal. Ist das nicht ein schönes Geburtstagsgeschenk?«

»Ich auch!«, rief Carlos aus und sprang mit ausgestreckten Ärmchen auf.

»Vorsicht!«, schrie ich.

Aber in seinem Ungestüm war Carlos schon gegen den Herd gerumst, auf dem der Wasserkessel sang. Der Kessel kippte um. Kochendes Wasser ergoss sich über meinen kleinen Bruder und rann ihm dampfend den Hals und die Brust hinunter. Vor Schmerz und Unglauben sperrte er den Mund auf, schnappte nach Luft und brüllte wie am Spieß.

Billie stieß meine Mutter zur Seite und warf sich auf ihn.

»Sybille!«, rief mein Vater. »Gleich unter die kalte Dusche mit ihm!«

Wir rannten alle hinterher, Kes und ich vorneweg. Carlos' Kreischen hallte durchs Treppenhaus. Die Badezimmertür oben stand weit offen. Billie hockte neben Carlos unter der Dusche und hielt den zappelnden kleinen Leib unter dem eiskalten Wasserstrahl fest. Das Rot der Stickelei auf ihrem Kleid lief schon aus, und unter der nassen Baumwolle zeichnete sich ihr BH ab.

»Du darfst heute Nachmittag mit ins Kino, ja, Charlie?«, rief ich.

Billie schaute auf. Die nassen Haare klebten ihr im Gesicht. Fast unhörbar sagte sie etwas Unglaubliches. Sie sagte: »Tut mir leid, Ellen. Tut mir wirklich leid.«

Ich schob meine Hand in die von Kester. Ich schmeckte den Kupfergeschmack von Blut: Ich hatte mir auf die Zunge gebissen.

»Ruf den Notarzt an, Kes«, sagte Billie ruhig.

»Sein Hals geht ab«, stammelte mein Bruder.

»Scht. Das ist nur seine Haut.«

Auf dem oberen Flur stießen wir mit unseren Eltern zusammen. Meine Mutter stellte eine beunruhigte Frage, während sie sich immer noch den Bauch hielt. Unter der gedehnten Haut steckte Ida, wartete Ida darauf, weiteres Unheil zu stiften.

Ohne meiner Mutter zu antworten, donnerten Kes und ich die Treppe runter. Noch Tage später taten mir die Finger weh, so fest hatte ich sein Handgelenk umklammert. Wir mussten ungefähr eine Tonne Zeitungsausschnitte von dem Tischchen in der Diele schmeißen, bevor wir das Telefonbuch gefunden hatten, aber es kam jedenfalls ein Krankenwagen mit lebenslustiger Besatzung. Die steckte Nadeln in meinen kleinen Bruder und hängte glibbrige Beutel mit irgendwelchen Flüssigkeiten an spitze Haken. Carlos wurde ins Krankenhaus abtransportiert, und von dem Moment an war es, als hätte es ihn nie gegeben.

Der Gedanke, dass er sterben könnte, war so unerträglich, dass ich augenblicklich keinerlei Erinnerung an sein Leben mehr verkraften konnte. Also tilgte ich ihn, strich ihn aus meinem Gedächtnis, mitsamt seinem fragenden Stimmchen und seinem schmuddeligen Stoffteddy, an dem er im Bett immer geräuschvoll genuckelt hatte. Noch bevor der Krankenwagen die Straße hinunter war, hatte ich meinen kleinen Bruder vergessen. Mir fehlte nichts. Ich war

die Einzige, die nicht mit rotgeränderten Augen herum lief. Nur fiel mir beim besten Willen nicht ein, wie ich meinen Hund nennen sollte. Denn statt des niedlichen Welpen, den ich mir vorgestellt und für den ich meine Liste mit sechsundvierzig Namen gemacht hatte, war er ein grobschlächtiges schwarzes Ungetüm aus dem Tierheim. Er war also schon gebraucht. Ich war mir sicher, dass er meine Enttäuschung bemerkt hatte, und gab mir große Mühe, ihn zu beruhigen. »So wie du bist, bist du goldrichtig«, beteuerte ich ihm. Er wedelte bedrückt mit dem Schwanz.

Da ich jetzt überhaupt nicht mehr einschlafen konnte, auch nicht nach zwölf Schlucken Genever, ging ich nachts oft mit Hund in den Garten. Wir gewöhnten uns an, uns in eine Mulde unter Kesters Baumhaus zu legen, das Gesicht auf der Erde. Totenstill lagen wir dort nebeneinander und lauschten dem Wachsen der Lupinen und dem Ächzen von Regenwürmern und Schnecken. Wir hörten Maulwürfe wühlen und den verhassten Giersch hinterhältige neue Wurzeln in die mit Rittersporn und Eisenhut bepflanzten Blumenbeete meiner Mutter treiben. Unter uns regte sich so etwas wie eine überdimensionale Peristaltik, ein Mechanismus, dessen einziger Zweck das Überleben war. Tja, dass das Leben weiterging, stand fest, aber große Erwartungen an dessen Sinn oder Gerechtigkeit durfte man nicht haben.

Neben mir seufzte Hund, sein Atem roch nach alter Regenjacke. Niedergeschlagen nahm ich mir vor, ihn glücklich zu machen. Ich schmiegte die Wange an seine weiche Schnauze. Er musste schließlich auch allein mit allem fertig werden.

Der Schlafmangel machte mich ganz taumelig, sorgte

aber vor allem dafür, dass ich fieberhaft Beschlüsse fasste. Jede Nacht nahm ich mir etwas Neues, Großartiges, Umwerfendes vor, so wie das mit Hund. Die Umsetzung des Vorhabens bei Tageslicht gelang mir freilich nie, sodass ich immer wieder aufs Neue von mir selbst enttäuscht war. Ich schaffte es nicht mal, meinen Wandelnden Blättern beizeiten frischen Efeu zu geben. Immer wieder lagen sie tot in ihrem Glaskasten, und dann bedeckte ich ihre Eier hastig mit warmem Sägemehl.

Als Carlos endlich wieder nach Hause kommen sollte, war von meinen Fingernägeln so gut wie nichts mehr übrig, und die Lippen hatte ich mir auch völlig zerbissen. Es war Juni, die Hortensien trieben aus, wir hatten Windbeutel besorgt, aber ich freute mich nicht. Dass mein kleiner Bruder noch lebte, bedeutete schließlich nichts weiter, als dass ich ihn erneut verlieren konnte, tausendmal, auf tausenderlei teuflische Arten. Da hatte man besser gar keinen kleinen Bruder.

Kes sagte, ich sei drauf und dran, zur Buddhistin zu werden, als ich ihm meine Gedanken anvertraute. Billie schimpfte mich ein schwarzmalerisches Scheusal und drehte mir den Arm auf den Rücken, um mich zur Besinnung zu bringen. Danach durfte ich ihren neuen Nagellack ausprobieren: Miss Helen, knallrosa, in einem bauchigen Fläschchen, bei HEMA geklaut.

Carlos sollte im Laufe des Vormittags eintreffen. Meine Eltern holten ihn mit dem Taxi ab. Billie hatte Limonade gemacht und sie mit sechs Gläsern auf dem großen Holztisch auf der Gartenterrasse bereitgestellt, grüne Limonade, aus



Renate Dorrestein

Herz aus Stein

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 272 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-570-10002-8

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Mai 2009

Suggestiv, psychologisch dicht und voller Spannung

Ellen ist siebenunddreißig und schwanger, als sie kurz entschlossen das leer stehende Haus ihrer Eltern kauft. Damit tastet sie sich zum ersten Mal an die Bruchstücke ihrer schmerzhaften Kindheitserinnerungen heran. Anhand eines Fotoalbums versucht sie zu verstehen, wie der so glückliche Familienalltag in einer Tragödie enden konnte. Drei Geschwister und Ellens Eltern wurden dabei getötet. Warum hat gerade sie überlebt? Und kann es hinter der tiefen Trauer und Verzweiflung irgendwann eine Form von Vergebung geben?

Suggestiv, psychologisch dicht und voller Spannung erzählt Renate Dorrestein von einer Frau, die nach langer Zeit die Kraft findet, sich der eigenen Vergangenheit zu stellen.